

Erasmus und die Narrenschelle

Für Anne Fougère

C.-H. R.

Meinen Liebsten in nah und fern, für Marie-Flo

C. L. G.

Erasmus
und die Narrenschelle

Erzählt von
Claude-Henri Rocquet

Illustriert von
Céline Le Gouail

Aus dem Französischen von
Heinz Jatho und Sabine Schulz



Platon & Co.
diaphanes



Es ist Nacht. Der Mond scheint. Es ist Vollmond. Wir sind in Paris, nicht weit entfernt von der Universität Sorbonne und der künftigen Rue Erasmus, dem Hügel der heiligen Genoveva, im Quartier Latin, in einer ärmlichen Behausung des Collège Montaigu, einem Kolleg für arme Studenten, wo es von Wanzen und Läusen nur so wimmelt. Wir sind in Paris, meine Freunde.

In welchem Jahr denn?

Na ja, zu jener Zeit, als der gutmütige Riese Gargantua, der keinem Spaß und keinem Schmaus abgeneigt war, seiner Stute die Glocken von Notre Dame um den Hals hängte wie ein paar Schellen. Das jedenfalls erzählt uns Rabelais, und ich glaube ihm aufs Wort. Unter dem pfannkuchenrunden Mond, gerahmt von dem mit einem Einhorn verzierten Dachfenster, findet ein junger Mann keinen Schlaf. Immerzu wälzt er sich von einer Seite auf die andere, sein Bett knarrt und ächzt und quietscht, während die Nacht schon bald der Morgendämmerung, der rosenfingrigen Aurora, Platz machen wird und die ersten Strahlen des Tageslichts die alten Holzbalken des Dachbodens streifen, um die Stirn des jungen Mannes mit Gold zu bekränzen.



Der junge Mann heißt Erasmus. Getauft wurde er 1468 oder 1469 in Rotterdam auf den Namen Gerard, aber heute will er Erasmus genannt werden, was auf Griechisch der »Erwünschte«, der »Geliebte« heißt.

Was quält ihn denn so?
Der Mond? Der Vollmond?
Angeblich bringt er einem den Geist durcheinander.

Nein. Der Mond ist es nicht!

Nein, wenn Erasmus unruhig ist, wenn die Gedanken in seinem Kopf rattern wie ein Mühlrad, wenn er sich auf seinem Lager hin und her wälzt, dann ist weder das Ungeziefer in seinem Strohsack daran schuld noch der Mond, der Vollmond, der die Katzen auf den Dächern, zwischen den Kaminen, in den Regenrinnen dermaßen elektrisiert, dass sie so misstönend quietschen und miauen wie der Teufel, wenn er Fiedel spielt ... Und alle geben sie sich, warum auch immer, Mitte August ein Stelldichein, ausgerechnet Mitte August. Der Mond! Dieser dicke Pilz im Sternenwald! Dieser Käse, dieser Emmentaler! Mal ist er dünn wie ein Faden zum Butterschneiden, so dünn und fein wie der Rand einer Schale, dann wieder rund wie ein Rad, ein Becher, eine Tonne, ein Fass, ein Reifen; veränderlich, unstet, wankelmüsig; mal gehörnt wie eine Kuh auf den Nachtweiden, gesprenkelt mit Sternen statt Gänseblümchen; mal rund wie ein Busen, ein Schlauch, ein Bottich, ein Milcheimer, ein Butterfass, wie die Brust einer Amme, wie ein Brotlaib auf dem Tisch, wie ein Brunnenrand; rund wie ein Kürbis, eine Kugel, na eben rund. Rund wie ein Gugelhupf.



Man könnte mondsüchtig werden!

Mondsüchtig – so nannte man zu Erasmus' Zeiten Leute, bei denen es im Schädel klingelt und bimmelt wie von einer Narrenschelle, bei denen es im Oberstübchen piept, weil sie zu viel Mond abbekommen haben, so wie man sich einen Sonnenstich holt oder einen über den Durst trinkt und anfängt herumzuspinnen, weil man ganz mondtrunken ist oder liebestoll oder alles auf einmal...

Mond, Freund der Weisen, der Dichter, der Verliebten, Beschützer der Narren!

Aber wo habe ich eigentlich meinen Kopf und meine Schreibfeder, liebe Leser? Bin ganz durcheinander, mich hat wohl auch der Mond erwischt.

Mir ist, als wär ich auf dem Mond gewesen, hätte Mondflecken gehascht, wäre im Stehen eingeschlafen im Mondnebel.



Aber lassen wir den Mond jetzt mal beiseite. Jedenfalls bis er nicht mehr rund ist, sondern wie zwei Kuhhörner in einem aussieht.

Also noch einmal: Ganz und gar nicht seinetwegen, also nicht wegen des Vollmonds und seines tückischen Einflusses wälzt sich der kluge junge Mann hin und her: Morgen muss er vor den versammelten Professoren der Sorbonne eine Rede, einen Vortrag halten, der darüber entscheidet, ob man ihm den Titel »Magister« verleiht oder nicht. Wovon sein Broterwerb und der ganze Verlauf seines weiteren Lebens abhängt.

Aber was hat er denn zu befürchten von ihrem Urteil?

Es ist das Thema seines Vortrags. Eigentlich ist es ganz einfach und doch macht es ihm Angst. Er soll das Lob der Philosophie singen und dabei jeden Philosophen an den Platz setzen, an den er gehört: wie die Teile bei einem Puzzle-Spiel oder die Knöpfe beim richtigen Zuknöpfen einer Jacke.





Der Reigen der Philosophen fängt an mit Heraklit und Parmenides, Empedokles, Sokrates und seinem Schüler Platon (dem großen Platon!). Es folgt Aristoteles, dann kommen alle anderen hinterher, vorneweg der Heilige Augustinus und der Heilige Thomas von Aquin. Die sind zwar Theologen, aber genauso gut Philosophen: christliche Philosophen! Das will auch Erasmus selbst werden, so Gott will. Ach, und nicht zu vergessen sind natürlich zwischendrin Diogenes, Epikur, Seneca, Averroes, Demokrit... Das kennt Erasmus alles auswendig. Na wunderbar! Dann soll er sich doch eine Mütze Schlaf gönnen.

Aber irgendwie hat der junge Mann das Gefühl, dass dem Ganzen noch eine Prise Salz und Pfeffer fehlt, ein Gewürz, das seinem Vortrag das gewisse Etwas verleiht. Das die Kommission der Professoren wachkitzelt, die wahrscheinlich bloß ein Mittagsschlafchen halten wollen. Das sie von den Stühlen haut.

